Grünberger  Wochenblatt.

18. Jahrgang. № 39.

Redaction: Dr. W. Levysohn.

Freitag den 30. September 1842.

Das Sommerwasser.

(Beschluß.)

Der Vater Rhein floß wieder fein ruhig in seinem Stombette. Wingenheim aber lag verödet und verschlammt. Nach und nach stellten sich seine Bewohner wieder ein, um — wie der Italiener auf dem noch rauchenden Lavastrome — ihre verheerten Gebäude herzustellen. Auch an Barthels Wohnhause wurde eifrig gebaut. Er aber nebst Weib, Kind und Vieh wohnte noch bei einem Schwager, einige Stunden oberwärts des Rheins und hatte an doppeltem Hauskreuze zu tragen. Von Schreck, Erkältung und vielem Weinen über Evchens Verlust hatte Frau Barthel eine bedenkliche Augenentzündung bekommen, von welcher zu befürchten stand, daß sie wohl gar in Blindheit übergehen könnte. Wenn aber ein Familienglied leidet, so leiden die andern alle mit, und daher befolgte Barthel, nach vergeblich angewendeten Hausmitteln, den Rath wohlmeinender Freunde, die Heilung seiner Frau einem berühmten Augenarzte in der Stadt anzuvertrauen. Sobald die Wege nur einigermaßen ohne Gefahr zu begehen waren, machte sich die ganze Familie auf die Reise, welche ungefähr 4 Meilen betrug. Der Augenkranken und der Kinder wegen hatte Barthel ein Fuhrwerk gemiethet, das mit dem frühesten Morgen zur Abreise bereit stand. Nach einigen Stunden gelangte dasselbe in einen Wald, wo alte, ehrwürdige Buchen und Eichen einen Dom bildeten, welcher den Wandrer mit heiligem Schauer erfüllte und dessen Geist zum Ewigen hinlenkte. Darum hatte die fromme Einfalt auch ein Muttergottesbild sammt dem Christkindlein zwischen das saftgrüne Laubwerk eines dicken Eichstammes gebettet, wo es den Vorüberziehenden zur Andacht auffoderte. Nie ist der Mensch gläubiger und zum Beten williger, als wenn er sich in einer Noth befindet, welche er selbst abzustellen nicht vermögend ist. Barthel, an dem kunstlosen Opferaltare angelangt, hieß den Fuhrmann halten und stieg mit seiner ganzen Familie ab. Mit erhobenen Händen und gebeugten Knieen betete er inbrünstig um die Herstellung seiner lieben Frau, so wie seines früheren Wohlstandes, um das fröhliche Gedeihen seiner Kinder und um das Seelenheil des verunglückten Töchterchens. Andächtig betete die kleine Bärbel an seiner Seite ihm nach; Hanns hingegen heftete den naiven Blick voll kindlicher Neugier auf das bunte Bild mit seinen blitzenden Gold- und Silberflinkern. Die Muter, in Trauerkleidern, des Gesichts beraubt, knieete hinter ihrem Manne und hielt den Kopf ihres Vorjüngsten, der jetzt, an Evchens Stelle, der Liebling ihres Herzens geworden war, mit ihrer Rechten fest. Ihr Geist jedoch weilte bei der Verlorenen, die in unverlöschbaren Farben vor ihren verschlossenen Augen schimmerte. Die Gemüthsruhe, welche, wie immer, auch unsre Bauerfamilie nach abgehaltener Andacht beseelte, wurde jedoch gänzlich erschüttert, als man schon im nächsten Dorfe die Mähr von einem, aus dem Rheinstrome geretteten, Säuglinge

nebst einer Katze von Mund zu Mund sich verbreiten hörte. Jetzt war die Mutter außer sich und auch der Vater in der größten Aufregung. Der Fuhrmann mußte fast über die Gebühr seine Pferde antreiben und wunderbar genug — als man die Stadt erreicht hatte, vernahm Barthel auf seine hastige Nachfrage, daß eben derselbe Doctor, welchem jener die Heilung seiner Frau anzuvertrauen gedachte, das aus den Fluthen gezogene Kind zu sich genommen habe.

Da steht der schlichte Landmann in der Stube des Doctors und stammelt mit hochfliegender Brust und vieler Mühe sein Anliegen her. Und neben ihm steht sprachlos, am ganzen Leibe zitternd, die hoffende und wiederum bangende Mutter. Ihre wankenden Kniee zu festigen, muß sie sich mit den Händen an ihrem Gotthelf anklammern. Die drei Kinder stehen und blicken forschend in dem Zimmer umher. Da geht die nächste Thüre ein wenig auf und: „Das ist Griesel!" sprechen sie alle drei und ihre Blicke leuchten fröhlich. Und die Katze umkreiset sie mit frohem Schnurren und streift ihren Kopf und Leib an den sie liebkosenden Kindern hin, welche jetzt auch Evchens wohlbekannte Wiege im Winkel erblicken und darob laut aufjauchzen. Und diese Töne sprengen den Riegel von den fest geschlossenen Lippen der Blinden. „Evchen! mein Evchen!" ruft voll inniger Zärtlichkeit der mütterliche Mund. Und eine, der Mutter unter Tausenden wohlbekannte Stimme antwortet jubilirend und, Evchen auf dem Arme, tritt die Frau Doctorin aus dem Nebenzimmer herein zu den Glücklichen, die jetzt reicher sind als alle Potentaten der Erde. Male der liebe Leser sich das Bild selbst weiter aus!

Die Geschicklichkeit des Doctors, im Vereine mit der Freude des Wiederfindens gaben der Mutter ihr Gesicht, — eigner Fleiß und fremde Unterstützung dem Vater den früheren Wohlstand und ein neuer, fester Damm dem Dörfchen Wingenheim mehr als die vorige Sicherheit wieder. Das Muttergottesbild hat ein neues, zierlich geschnitztes Seitenstück erhalten und Griesel, die vielbelobte Katze, prangt, in Stein gehauen, über der Thüre des neuen Wohnhauses zu Wingenheim, damit, wenn einst ihr fleischlicher Leib den Weg alles Fleisches wandern muß, doch wenigstens ihr steinerner zum dankbaren Andenken aufbewahret bleibe.

Die Brüder.

Erzählung aus der sächsischen Geschichte des Jahres 1446.

Einst lebten zwei Brüder mit einander im Streite. Dieß ist nun niemals gut, besonders schlimm aber, wenn die Streitenden Fürsten sind, weil dann die armen Unterthanen am meisten darunter zu leiden haben. Also war es auch wirklich der Fall. Die beiden uneinigen Brüder hießen Friedrich und Wilhelm. Jener war Kurfürst und dieser Herzog von Sachsen. Die größte Schuld der beklagenswerthen Uneinigkeit trugen die bösen Rathgeber der zwei Brüder, besonders ein gewisser Apel von Vitzthum, welcher auch später den verdienten Lohn von seinem Herrn, dem Herzoge Wilhelm, dafür empfing. Sechs lange Jahre währte der Streit, in welchem die Länder der beiden Fürsten gegenseitig verwüstet wurden, und Sengen, Brennen, Plündern und Morden an der Tagesordnung war. Ein edelmüthiger Zug des Kurfürsten Friedrich machte endlich dem blutigen Kampfe ein Ende und erwarb ihm den Zunamen „der Sanftmüthige". Es kam nämlich ein Hakenschütze und erbot sich gegen den Kurfürsten, dessen Gegner aus dem Wege zu räumen, indem er ihn mitten aus seinen Leuten niederschießen wollte. Da versetzte der Kurfürst: „Schieße, wen du willst, nur meinen Bruder nicht —" welche Worte dem Wilhelm hinterbracht wurden und diesen zur Versöhnung geneigt machten. In diese traurige Zeit des Bruderkrieges, welcher vom Jahre 1445 bis 1451 dauerte, fällt nachstehende Erzählung, von welcher der Verfasser wünscht, daß sie den Lesern nicht mißfallen möge.

In die Schächte und Stollen des Himmelsfürsten bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge tönten die Klänge der Schichtglocke hinab, und verkündeten den, in der Erde Eingeweiden wühlenden, Menschen willkommene Ablösung. Hin flog Fäustel und Schlägel, Spitzhacke und Haue; die Grubenlichter wurden in die Wetterkasten zurückversetzt und diese vorn am Gürtel befestigt, um bei der Auffahrt den Weg zu erhellen. Zwei Bergleute, welche die acht Stunden der Schicht einträchtig neben einander gearbeitet hatten, schickten sich nun gleichfalls an, die Grube zu verlassen. Als der Jüngere von ihnen den Fuß auf die erste Sprosse der Fahrt setzen wollte, sah er sich von seinem Kameraden wider Erwarten zurückgehalten.

„Nicht so? Dittel!" hob der Letztere mit gar

ernster Stimme an — „ehrliche Hand geht durch's ganze Land?"

Der Angesprochene, obschon bleich wie alle Bergleute, wurde auf die Frage noch blässer und sah seinem Gegner bestürzt in's Antlitz, wobei er einige unverständliche Laute herstotterte.

„Der Weg, den du betrittst —" fuhr jener strafend fort — „führt zum Galgen und in die Hölle. Laß dich warnen, bevor es zu spät wird. Du hast ein Stück Silberstufe eingesteckt. Thue das unrechte Gut von dir, damit es dich nicht verderbe."

„Bernd!" rief jetzt Dittel beleidigt — „faselst Du?"

„Wirst du augenblicklich das Silbererz in deiner Tasche herausgeben?" sprach Bernd ruhig und fest. „Wo nicht, so zeige ich's dem Obersteiger an und du wirst gehenkt."

„Meinst du etwa das Stücklein Bleiglanz —" rief Dittel mit erzwungenem Lachen, indem er die Stufe verächtlich von sich warf — „welches ich meinem Töchterchen zum Spielwerke heimbringen wollte? Ha! es ist nicht einmal der Worte werth, welche du darüber machst. Da nehmen die beiden fürstlichen Brüder ihren Unterthanen jetzt wohl hunderttausendfältig mehr."

„Darüber zu urtheilen, geziemt uns nicht —" versetzte Bernd und folgte nun dem vorausfahrenden Dittel nach, welcher mehrmals sich versucht fühlte, seinen Hintermann von der Fahrt zu stoßen und ihn den Hals brechen zu machen. Nur die Feigheit des Bösewichts hielt ihn ab, sein Vorhaben auszuführen. Als die Bergleute unter fröhlichem „Glück auf" dem Schachte entstiegen waren und aus dem Huthause in's Freie traten, wehete sie ein frischer Morgenwind an. Noch war der Himmel umnachtet; blasse Sternlein schimmerten abschiednehmend herab, und über dem nahen Hammerberge zog sich ein grauer Streifen — der Vorbote des nahenden Tages — am Horizonte dahin.

In einer Blende der Halde, welche aus dem tauben, zu Tage geförderten Gestein erbauet war, hing ein Christusbild, nach welchem die Bergleute ihre Schritte jetzt hinlenkten. Der ganze Raum blinkte von Grubenlichtern; denn die kommenden und gehenden Arbeiter hielten hier ihre Andacht; jene, um Schutz bei ihrem gefahrvollen Tagewerke zu bitten, diese, dem Herrn zu danken. Es war ein Anblick eigener Art, die schwarzen Gestalten mit den todtblassen Gesichtern und den brennenden Lichtern vor der Brust reihenweise auf ihren Knieen liegen und sich bekreuzen zu sehen, wobei die farblosen Lippen vielfach die Mutter Gottes und alle Heiligen anriefen. Dittel war auch niedergeknieet; seine Hand machte das heilige Kreuz über Brust und Antlitz; sein Mund plärrte den himmlischen Gruß; doch sein Herz war ferne von Gott und sann nur auf das Verderben seines Kameraden Bernd.

Letzterer schritt jetzt der Stadt zu, aus deren Thore ihm eine Frau mit zwei Mädchen, sämmtlich mit Tragkörben versehen, entgegentrat. Der Tag war nun völlig angebrochen, daher erkannten die einander Begegnenden sofort sich gegenseitig.

„Guten Morgen, Vater!" riefen die Mädchen freudig und eilten auf Bernd zu, welcher sie und seine Frau mit einem muntern „Glück auf" begrüßte.

„Habt ihr schon so früh den Schlaf von euch gestreift?" fragte Bernd seine Kinder, indem er ihnen die blühende Wange mit seiner schwielenreichen Hand streichelte.

Bei diesen Worten fuhr die Thorwache, welche, von dem Sprecher abgewendet, mit einer Magd geschwatzt hatte, erschrocken zusammen, zog die Hellebarde grüßend an und schaute mit einem furchtsamen Blicke nach der Seite hin, wo die Töne herkamen. Eben so schnell jedoch nahm der Kriegsmann seine vorige, nachlässige Stellung wieder an, wobei er lachend zu seiner Nachbarin sagte: „Bin ich doch erschrocken! Denke wirklich, der gestrenge Herr Bürgermeister stehe hinter mir. Derweile ist es blos ein lumpiger Häuer, der gerade dieselbe Stimme hat wie unser Herr Bürgermeister."

(Fortsetzung folgt.)

Herbstlied.

Die Aster blüht so bunt und schön,
Die Traube glüht und schwellt;
Wir sehn den Jäger lauernd stehn
Auf blankem Stoppelfeld.

Scheu sieht der Hase nach dem Wald,
Und birgt im Lager sich,
Und wo des Taubers Ruf erschallt,
Ist auch der Dohnenstrich.

Ebreschen dort mit hellem Roth
Des Menschen Aug' erfreun,
Doch locken sie zum schnellen Tod
Gar manches Vögelein,

Das in der Schlinge selbst sich fing
Hier in dem Dohnenstrich
Für unsern Gaumen. Armes Ding,
Wie sehr beklag' ich dich!

In grüner Hütte lauschend sitzt
Auf seinem Vogelheerd
Der Vogelfänger; ihm ist itzt
Manch guter Fang bescheert.

Und seht den Storch in hoher Luft,
Der klappernd nun verläßt,
Weil ihm ein wärm'res Klima ruft,
Sein heimatliches Nest.

Gern sah'n wir den langbein'gen Herrn,
Schritt er so stolz daher;
Nun zieht er fort, wer weiß wie fern
Wohl über Land und Meer.

O schaut des Laubes bunte Pracht
Und seiner Farben Spiel.
Auch hier erkenn' ich Gottes Macht
Mit innigem Gefühl.

Denn bald ist all' dies prächt'ge Laub
Vom Nordwind schnell zerstreut
Wie wir, bald der Verwesung Raub!
Bild der Vergänglichkeit.

Der Baum, den bald entlaubt wir sehn,
Grünt wieder nächstes Jahr;
Und daß auch wir einst auferstehn,
Macht dieses Gleichniß klar.

Im Herbste giebt es Obst und Wild
Und Wein im Ueberfluß,
Drum ist er, der den Durst uns stillt,
Ein Mann nach unserm Fuß.

Der Hauswirth schlachtet sorglich ein.
Sein borst'ges Thierchen wird
Im Winter ihm willkommen sein,
Wenn er den Hunger spürt.

Du hältst, o Herbst, ja für die Zeit,
Wann Schnee die Flur bedeckt,
Stets deinen Ueberfluß bereit,
Daß uns kein Mangel neckt.

Kommt Herbst und Winter mir heran,
Deckt Schnee mein Haupt, und Eis.
Wohl mir, wenn ich noch singen kann
Des Herbstes Lob und Preis!

Wohl dem, der schon im Herbst gespart
Für seine Winterszeit,
Und gute Früchte aufbewahrt
Für jene Ewigkeit!

Dann falle immerhin das Laub
Vom Lebensbaume ab.
Der Geist — nicht der Verwesung Raub,
Schwingt hoch sich über's Grab.

W. A.

Mannichfaltiges.

(Prozeß um Seifenwasser.) Ein Bäcker in Paris hat seinen Werkmeister verklagt, weil dieser boshafter Weise Seifenwasser in den Teig gemischt und dadurch das Geben (Steigen, Aufblähen) verhindert habe. In Folge dieses Prozesses hat der Chemiker Chevallier den Einfluß des Seifenwassers auf das Brotbacken geprüft und wirklich ermittelt, daß schon ein Weniges von der Seife die Aufblähung des Teiges, das sogenannte Geben verhindere, so daß es selbst unmöglich wird, dem Gebäck seine gewöhnliche, runde Form zu geben. Es macht sich zum Verkauf völlig unbrauchbar, auch wenn man durch den Geschmack nicht über eine ungewöhnliche Mischung belehrt würde. Uebrigens soll dieser Schabernak in Paris öfter vorfallen und wird, da die Bahn gebrochen, wohl auch öfter bestraft werden.

* Man sagt, das Männchen der Heuschrecke singe, das Weibchen aber nicht. Was für ein glückliches Volk die Heuschrecken sein müssen, sagt ein amerikanisches Blatt, sie haben stumme Weiber.

* In Dijon und der ganzen Umgegend ist die Weinlese so reichlich ausgefallen, daß man befürchtet, es werde an Raum gebrechen, den Wein gehörig unterzubringen. Die Weinpreise sind dort schon sehr gefallen.

* Ludwig XIII., der, wenige Wochen vor seinem Tode, seinen noch unmündigen Sohn zu sich kommen ließ, fragte ihn: „Wie heißt du?“ — „Ludwig der Vierzehnte,“ antwortete der Prinz freimüthig. — „Noch nicht!“ erwiederte der Vater in verdrießlichem Tone, und schickte den Knaben sogleich zum Zimmer hinaus. —

Druck und Verlag von W. Levysohn.